

Gräberschmuck

Autor(en): **Zulliger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 52

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646536>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ich fand ihn schon bei meiner Ankunft merklich verändert, mit fortgeschrittenen Lähmungserscheinungen, jedoch redend und denkend. Er schien beruhigter als vor Monaten; sein Blick war geklärt, nicht mehr schmerzlich gebrochen wie früher. Von seiner letzten Lebensperiode sagte mir seine Schwester, ein einfaches, lebenslustiges Geschöpf: „Er war ein so netter Kamerad! Alles konnte man ihm erzählen. Nie war er bitter.“

Zehn Tage lang durfte ich ihn noch warten und um ihn sein. Was gegen das Ende hin nicht mehr gesprochen wurde, weil die Gehörempfindungen erlahmten, das fühlten wir beide in der engen Verbindung der Pflege. Bis zuletzt hat er sich mir zu verstehen gegeben.

Als ich an einem Morgen merkte, daß die große Veränderung nahe war, hatte ich noch Zeit, die Eltern zu rufen. Wir standen alle um sein Bett. Georg fixierte mich mit bewußtem Blick. Plötzlich erschien ein freudiges, horchendes Erstaunen auf seinem Gesicht, und er formte ein Wort. Zugleich wurde sein Blick geistesabwesend. Wenige Augenblicke später tat er den großen Seufzer und hatte ausgehaucht.

Sein Vater begriff sogleich; er faßte mich am Arm und stammelte hervor: „Was . . . Was hat er gesagt?“ „Musik!“

Er hat sich in die große Harmonie wieder eingefunden. Nun kann auch ich zufrieden sein.

„Schwester Nina.“

— Ende. —

Gräberschmuck.

Wie mancher neue Friedhof in den letzten fünf Jahren entstanden sein mag auf unserem alten Europa? Wo der Tod nicht aus Granaten barst oder aus den Bleischlünden der Maschinengewehre prasselte, da ging er 1918 als ein unsichtbares, furchterregendes Gespenst umher und forderte

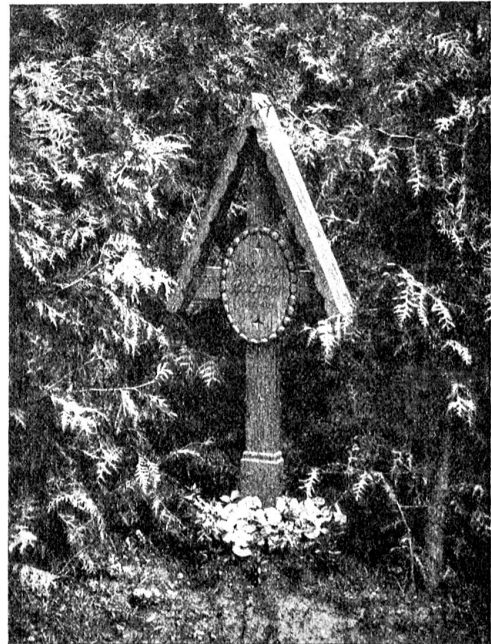


Grabzeichen aus Stein.

Entwurf von Arch. Mählemann, Laingau.

Bildhauerischer Schmuck geschieht auf eine Stelle beschränkt. Wirkung durch gute Proportion. Naturstein.

Leben überall: bei Kriegsführenden und Neutralen, zu Stadt und zu Lande, bei Groß und Klein, in der Bretterhütte des Ärmsten wie in Palästen. Und kein Gelehrter erfand



Grabzeichen aus Eichenholz (in Naturfarbe).

Entwurf von Arch. Mählemann, Laingau.

eine Arznei gegen ihn — inzwischen füllten die an Grippe Verstorbenen die Friedhöfe.

Wir Lebenden aber dachten mehr denn je an den Tod. kamen wir an einem Friedhofe vorbei, so streifte ein scheuer Blick hinüber über die Mauer. In Angst krampfte unser Herz zusammen, ein kalter Schauer lief uns über den Rücken, wenn wir all den glatten Marmor, die Blech- und Glasperlenfränze auf unschönen Gräbern sahen, wenn uns aus verrosteten oder zerbrochenen Töpfen Schnittblumen ihre welken Köpfe entgegenneigten und der dicke, süßliche Verwesungsgeruch faulender exotischer Kratzpflanzen die Luft erfüllte. Es regte sich der Wunsch in uns, einst in einer friedlicheren, heimeligeren letzten Ruhestätte weilen zu dürfen. Alte romantische Friedhöfe in abgelegenen Tälern kamen uns zu Sinn: Uns weißgetünchte Kirchlein mit eisenumranktem Turm die Gräber, darauf einfache, braune Holzkreuze oder bescheidene Natursteinplatten, von Tannen, Weiden, Eschen und hochstämmigen Rosen umschattet. Und wir fragten uns, was unsere Friedhöfe in der Nähe der Verkehrs- und „Kultur“-Mittelpunkte verdarb.

Derselbe Zeitgeist, der Mietskafernen, Emailgeschirr, Aussichtstürme, gipserne Napoleons und Mozarts, hölzerne Marmortischplatten und tannene Hartholzmöbel erfand, verschandelte auch unsere Friedhöfe, fälschte hier wie im gesamten übrigen Leben die Gefühle. Wenn die lachenden Erben dem „lieben Toten“ eine möglichst hohe, oben abgebrochene Säule, aus der steinerne Blumen hervorbrachen, oder ein großes Marmorkreuz aufs Grab pflanzten, so geschah es weniger aus Pietät, als aus einem geschmacklosen Prozedentum. Man reiste nach Italien und fand den Cimitero zu Mailand „herrlich“, den Campo Santo bei Genua pries man nicht nur als eine Hauptsehenswürdigkeit dieser Stadt, er galt als „Musterbeispiel“ eines reichen und prachtvollen Friedhofes und Baedeker zeichnete ihn mit drei Sternen aus. Man gewahrte nicht, daß diese Friedhöfe mit Marmor und Blech überladen und daß die Großzahl der allegorischen Zeichen und Figuren von Stämmern gemeißelt worden sind. Nein, man staunte sie als

Wunder an, man brachte das Ideal in die Heimat zurück, die Ruhestätten der von uns Geschiedenen ebenfalls mit



Grabzeichen aus Holz (bemalt).
Entwurf von H. Schär, Ringgenberg.

Unaufdringliche Farbengebung. Man beachte die reizenden, vosaunenblasenden Engels-
gestalten rechts und links vom oberen Kreuzarm.

Reliefengeln, entwurzelten Bäumen aus Stein, oder einem Anker mit zerrissenem Tau zu „schmücken“.

So sind viele unserer Friedhöfe, ganz besonders diejenigen in der Nähe von Industrieorten, zu stimmungslosen, unruhig wirkenden Angern geworden, in denen das Auge nirgends einen Halt findet, und wo es keinem Menschen in den Sinn käme, auf eine Bank zu sitzen (wenn eine da ist!), um über Leben und Tod nachzusinnen.

Um die letzte Jahrhundertwende fing man nach und nach an, in allen Dingen aus der Gefühlslosigkeit einer rein materialistisch gerichteten allgemeinen Denkart zu erwachen. Was insbesondere die Architektur betrifft, rüttelte der Heimatschutz die Geister auf, indem er auf alte gute Formen durch Wort und Bild aufmerksam machte. Er protestierte, wenn ein Stück Heimat um irgend eines Profites willen ein altes, schönes Bauwerk oder eine Anlage verlieren sollte und kämpfte einen erbitterten, jedoch erfolgreichen Kampf gegen den Ungeschmack. Da und dort entstand ein Schulhaus, das nicht wie die vielen anderen wie eine Kaserne, ein Museum oder ein Fabrikgebäude ausah, neue Kirchen wurden erbaut, die ihrer Umgebung angepaßt waren und wohlgefällig auf unser Auge wirkten. Damit war die Grundlage geschaffen zur Friedhofreform.

Es kam uns Kunde von Waldfriedhöfen, die in der Nähe der deutschen Großstädte entstanden und mit den einfachsten Mitteln versuchten, Stimmung, Frieden, Ruhe im Besucher zu erwecken.

Es kam unsere Landesausstellung mit ihrem Dorfkirchlein und einer kleinen Musterfriedhof-Anlage. Zehntausende von Schweizern sahen sie, verglichen sie mit den üblichen Friedhöfen und gingen mit einem neuen, besseren Ideal nach Hause.

Und dann kamen Krieg und Grippe. Sie lenkten unsere Gedanken in vermehrtem Maße hin zu den Gräbern. Außerhalb unserer Grenzen entstanden millionenfach Gräber, die von den Kriegführenden sorgfältig gepflegt und erhalten wurden und für deren Schmuck eine äußerst

rege Propaganda auch bei uns einsetzte.^{*)} Alles half mit, um auch in uns Schweizern die „Mentalität“ für geschmackvolle Gräber und Friedhofsanlagen zu wecken. Im richtigen Moment gab der Synodalrat der bernischen Landeskirche im Verein mit den Heimatschützern seine Richtlinien über Friedhofspflege^{**)} heraus.

„Weg mit aller Phrase!“ heißt die Losung, nicht nur mit den abgedroschenen Sprüchen und Versen auf den Grabmälern, sondern auch mit jener anderen, die mit pompösen Steinen und anderer Unnatur prahlt! Warum einen aus Marmor gemeißelten Baum auf ein Grab setzen?! Ist es nicht tausendmal schöner, wenn eine Weide, Esche, ein Rosenbäumchen oder ein Zierstrauch darauf steht! Und warum Schnittblumen in Vasen aus der 95 Rappen-Woche oder in Konserndbüchsen? Sind eingepflanzte Gartenblumen weniger angenehm für Augen und — Nasen!

Selten paßt Marmor auf unsere Friedhöfe, es sei denn, daß er in Form und Politur nicht überschreidend wirkt. Eine bescheidene Platte, von Efeu oder Kletterrosen umrankt, mit einfachem Ornament und nicht von Sprüchen überladen, zeugt von besserem Geschmack als ein glatter Obelisk. Unserer Landschaft passen sich jedoch besser die einheimischen Steinarten an, besonders der gelbrote Zuraufall.

Schön in ihrer unaufdringlichen Einfachheit wirken meist hölzerne Grabmäler; künstlerisch ausgeführte Holzkreuze, deren schräge oder geschwungene Dächer gegen die Witterung etwa mit braungestrichenen Blechplatten geschützt werden können, finden mit Recht immer mehr Beachtung. Hier könnte sich für unser Schnitzergewerbe ein neues, edles Arbeitsgebiet eröffnen!

Ebenso gefallen einem meist schmiedeiserne Kreuze, wie sie früher allgemein üblich waren und besonders in den Kantonen Graubünden und Wallis zu finden sind. Wer über die Gemmi geht, sollte nicht versäumen, in dem kleinen Kirchhofe unterhalb der Leuterkirche die eisernen Kreuze eines längst vergessenen Handwerksmeisters anzusehen, dessen Werke Zeugnis ablegen von einem guten „einheimischen“ Geschmack!

Gußkreuze sind in der Regel häßlich, wie alles, was nach Massenfabrikation und Rezept riecht!

Von der Schrift auf den Grabmälern ist zu sagen, daß Antiqua-Lettern kalt und abstoßend wirken und einen immer an Verbottafeln und Aufschriften an Bahnhöfen und

^{*)} Alfred Rey: „Das Recht der Toten“, Drell Füßli, Verlag, Zürich.

^{**)} „Friedhofspflege und Gräberschmuck“, herausgegeben vom Synodalrat des Kantons Bern. Druck und Kommission von Büchler & Werder, Bern.



Cellanlage eines neuzeitlichen Friedhofs (Friedhofsausstellung in Langnau).
Einfriedung mit Buchs, Zierfäule als Abstützung.

Eisenbahnwagen erinnern. Ansprechender sind Zierschriften. Auch sollten die langen Sprüche und Verse auf den Grabmälern weggelassen werden: in vielen Fällen sind sie nichts sagend oder wirken wie Phrasen und Gemeinplätze.

Sobald ein wirklich gemütsreicher Handwerker, er braucht kein Künstler zu sein, an einem Grabzeichen arbeitet, so wird es gemäß dem Geiste des Meisters geschmackvoll anmuten, sei es nun gemeißelt, geschnitten oder geschmiedet.

Selbstredend werden die verschandelten Friedhöfe, welche die Peripherie unserer Städte verunstalten, nicht von einem Tag auf den andern verschwinden. Und ebenso selbstverständlich werden die Grabsteinmacher der Mietskasernengeneration nicht so rasch umlernen, besonders, wenn ihre süßlichen Engelschen und alle die anderen schablonenhaften Produkte noch Abnehmer finden. Darum gilt es, überall aufzuklären und für das Schöne und Erhabene zu wirken und zu werben!

Hans Zulliger.

Die Bilder stammen aus der im Aufsatz erwähnten Schrift „Friedhofspflege und Gräberschmuck“ (2. Auflage), herausgegeben vom Synodalrat, welche bestens empfohlen sei.

Die Neujahrsrose.

Silvestererzählung von Edward Stilgebauer.

„Jetzt wird endlich einmal Ruhe gehalten,“ rief der Amtsrichter Dr. Dietrich Wiedemann seiner hoffnungsvollen Nachkommenschaft zu, die aus drei Knaben im Alter von siebzehn, dreizehn und zwölf und zwei Mädchen von fünfzehn und neun Jahren bestehend, um den Familientisch Platz genommen hatte und mit aller nur denkbaren Ungeduld den Schlag zwölf Uhr, die Ankündigung des neuen Jahres, erwartete.

Die sanfte Frau Amtsrichter hatte schon die ganze Zeit ihre liebe Not gehabt. Unzählige Zimmesterner und Pfefferkuchen waren im Verlaufe des Abends schon verzehrt worden. „Sechsendsechzig“ und „Schwarzen Peter“ hatte man schon gespielt und beinahe wäre es bei dieser harmlosen und schönen Beschäftigung zu einem Familienwist gekommen, da Robert, der ehrgeizige Älteste, der Unterprimaner, „Schwarzer Peter“ geworden war und es seiner Würde ungeheuer schwer gefallen, sich von dem jüngeren Bruder den schwarzen Schnurrbart anmalen zu lassen, den er so gern schon in natura und nicht mit Holzkohle gemalt besessen hätte. Nur die allgemeine Furcht vor des gestrengen Vaters kategorischem Worte: „Alles ins Bett!“ hatte die Familie vor einer Katastrophe bewahrt.

Robert hatte keinen Stolz niedergekämpft. Er war ja schon so vernünftig, aber Ernst, der Jüngere, dem der Schall immer im Nacken saß, der noch keine Tanzstunde gehabt hatte und infolgedessen gegen junge Damen noch recht ungehobelt verfuhr, hatte seine Schwester am Zopfe gezogen, und Else war empört über diese Behandlung, da sie sich zu Weihnachten schon eine hohe Frisur gewünscht hatte und das Vorgehen des Bruders nun als eine Demütigung auffaßte, die dem Vater, der für dieses Jahr noch auf dem Zopfe bestanden, sichtliches Vergnügen bereitere.

Der zwölfjährige Rudolf und die neunjährige Emma waren eben dabei, ihre ganze Aufmerksamkeit einer Leuchenschachtel zu schenken, die auf dem Nebentische zur Seite des Spiritusbrenners stand, auf dem das Wasser für den Punsch brodelte, und nur der feinen Politik der lieben Mama, der für ihre vierzig Jahre noch reizenden Frau Amtsrichter, gelang es, diesmal das drohende, schon auf Papas Lippen schwebende Unheil abzuwenden und alle die lieben Kleinen für diese Neujahrsnacht zu retten. Mit ihrer sanften und melodischen Stimme, der man stundenlang, ohne zu ermüden, zuhören konnte, sagte sie: „Kinder, wenn es möglich ist, daß ihr euch bis zwölf Uhr, das sind nur noch drei Viertelstunden, ganz ruhig und gesittet verhaltet, dann will ich euch eine wahre Silvestergeschichte erzählen, wie ihr noch niemals eine gehört habt!“

„Bitte, bitte, Mama,“ kam es wie mit einem Schlage aus dem Munde der fünf, und um Papas Lippen glitt ein feines Lächeln. Er kannte seine Frau und wußte, daß nun Friede sein werde, wenn die erzählte, was von Jahr zu Jahr seltener geschah, da die gute Frau so viel Arbeit mit den Rangen hatte, daß sie nur noch sehr selten dazu kam, von ihrem Erzählertalente Gebrauch zu machen.

So war denn mit einem Male alles mäuschenstill und die Frau Amtsrichter begann:

„Ich kenne einen wunderschönen Garten, in welchem in der Nacht vom 31. Dezember auf den 1. Januar die Rosen noch blühen. Der Garten liegt nicht etwa im Märchenlande, sondern mit der Eisenbahn ist er in vierzehn bis fünfzehn Stunden von unserem Städtchen aus zu erreichen, und eure Mama hat als junges Mädchen einmal ein ganzes Jahr ihres Lebens in dem Hause verbracht, das in diesem Garten steht. Von Lausanne aus zieht sich die Straße südostwärts hinab an das Ufer des Genfersees. Durch Weinberge und wundervolle, mit Kirschen und Nußbäumen bepflanzte Wiesen führt der Weg über Pullly, Lutry, Cully hinab nach Beven, wo die kurzen Zigarren gemacht werden und die vielen Mädchenpensionate sind. Zwischen Pullly und Lutry liegt ein ganz kleiner Ort, Paudez mit Namen, und in diesem steht das einfache Haus mit dem wunderbaren Garten. Es war ein herrliches Jahr, so warm und so schön, wie sie sogar in jenen herrlichen Gegenden zu den Seltenheiten gezählt werden. Der September, der Oktober, ja selbst November und Dezember waren einfach prachtvoll gewesen, und zum Weihnachtsfeste hatten wir uns den Spaß gemacht, den Nachmittagskaffee im Freien zu trinken. Nun ist es dort Sitte, die Neujahrsnacht bei dem schönen Wetter ganz anders zu feiern, als in unserem lieben, aber kalten Deutschland. Die Silvesternacht gehört der Stadt. Wer nur irgend kam, macht sich auf die Beine, und in den Nachtstunden zwischen zehn und zwölf Uhr wimmelt es in den hügeligen und holprichten Straßen von Lausanne von Tausenden von Menschen. Alle Läden sind offen, in den Konditoreien drängen sich die Leute, bei den Papierhändlern werden noch Neujahrskarten bis zu der letzten Minute verkauft, die Studenten und andere junge Leute verkleiden sich und ziehen wie beim Karneval durch die Gassen und auf der alten Place de la Riponne hat man für diese eine Nacht Schaubuden und Karussells errichtet, so daß es dort zugeht wie bei Tage an einem Jahrmart. Um zwölf Uhr gibt es in allen Cafés und Restaurants Freipunsch und Glühwein, Alt und Jung, Reich und Arm setzen sich dann zueinander und feiern einträchtig die erste Stunde des neuen Jahres. Am schönsten ist es dann aber auf dem Grand Pont, der neuen Brücke, die zwei der lebhaftesten Teile der hügeligen Stadt Lausanne miteinander verbindet. Von dieser Brücke aus hat man einen herrlichen Blick auf die alte Stadt mit ihrer Kathedrale, die sogenannte Cité, und um zwölf Uhr in der Neujahrsnacht läuten alle Glöden. Das ist ein feierlicher Moment, und der uralte Turm der Kathedrale erstrahlt in rotem, bengalischem Feuer und alles steht dann eine Minute in andächtiges Schweigen versunken. Auch Rosa, so wollen wir sie einmal nennen, ein junges Mädchen, das in dem vorhin von mir genannten wunderschönen Garten in dem einfachen Hause wohnte, in demselben, das eurer Mutter nicht ganz unbekannt ist, war also in der Silvesternacht mit der Familie des Hauses, bei der sie in Pension war, nach Lausanne gefahren und stand um zwölf Uhr auf dem Grand Pont, sich das schöne Schauspiel zu betrachten. Da fühlte sie auf einmal, wie ein leichter Regen von Papierschnitzeln über sie niederging. Sie wandte sich um und hinter ihr stand ein als Pierrot verkleideter Student.

„Aber liebe Frau,“ warf der Amtsrichter da ein.

Und Else fragte ganz gespannt: „Ein Student, Mama, ein wirklicher Student?“

Einen Augenblick zögerte die Frau Amtsrichter und schwieg, dann fuhr sie fort: